

Markusevangelium 8, 1 – 9: Die Speisung der Viertausend

Zu der Zeit, als wieder eine große Menge da war und sie nichts zu essen hatten, rief Jesus die Jünger zu sich und sprach zu ihnen: Mich jammert das Volk, denn sie harren nun schon drei Tage bei mir aus und haben nichts zu essen. Und wenn ich sie hungrig heimgehen ließe, würden sie auf dem Wege verschmachten; denn einige sind von ferne gekommen. Seine Jünger antworteten ihm: Woher nehmen wir Brot hier in der Einöde, dass wir sie sättigen? Und er fragte sie: Wie viele Brote habt ihr? Sie sprachen: Sieben. Und er gebot dem Volk, sich auf die Erde zu lagern. Und er nahm die sieben Brote, dankte, brach sie und gab sie seinen Jüngern, dass sie sie austeilten, und sie teilten sie unter das Volk aus. Sie hatten auch einige Fische; und er sprach den Segen darüber und ließ auch diese austeilen. Und sie aßen und wurden satt. Und sie sammelten die übrigen Brocken auf, sieben Körbe voll. Es waren aber etwa viertausend; und er ließ sie gehen.

Ein Privileg: Kein Hunger

Echten Hunger habe ich noch nie erlebt. Ich war schon hungrig, aber ich konnte dieses Bedürfnis immer schnell stillen. Vielleicht habe auf manches freiwillig verzichtet oder an etwas gespart. Aber solange ich denken kann, kenne ich nur volle Regale in den Geschäften, vielfältige Marktstände und gefüllte Kühlschränke. Bei den Erntedankfeiern quillt der Altar selbst in Jahren mit schlechter Ernte an Gaben über. Verglichen mit nahezu jeder Generation auf jedem Erdteil zu jeder Zeit der Menschheitsgeschichte ist das eher die Ausnahme, denn die Regel. Dass es so ist, ist gut so und es ist keine Selbstverständlichkeit. Der Großteil von uns lebt aus der Fülle und wir leben alle in einem friedlichen, demokratischen Rechtsstaat. Das soll nicht heißen, dass Menschen mitten uns andere Armut erleben und auch nicht, dass wir uns auf dem Status quo ausruhen können. Aber es gibt für viele Menschen wahrlich keinen Grund zu jammern, sondern guten Grund, zu danken. Eine Erinnerung auch daran, dass die meisten Ernten, die wir in unserem Leben einfahren, nicht von uns selbst ausgesät wurden. Dass wir die letzten Jahrzehnte in Frieden und Wohlstand erlebt haben, ist das Werk vieler Menschen, die sich für unsere Gesellschaft in unterschiedlichster Weise eingesetzt haben.

Große Not: Echter Hunger

Die Menschen, die Jesus bei dieser Erzählung im Markus-Evangelium in den Blick nimmt, kennen echten Hunger. Sie haben auch geistlichen Hunger, ein Bedürfnis nach geistlicher Nahrung, da sie drei Tage mit ihm verbringen. Aber hier geht es um ihren körperlichen Hunger und Jesus jammert es. Jesus ist kein Asket, er spart weder an Lebensmitteln noch an Gefühlen. Er hat Mitleid. Er nimmt sich der Not der Menschen an. Gegen alle Skepsis seiner Jünger reicht das aus, was sie haben und alle werden satt. Mich berührt, wie Jesus, der Sohn Gottes, sich von der Not der Leute bewegen lässt und zusammen mit den Jüngern handelt. Er fragt die Menschen nicht nach ihrem Hintergrund, nicht nach ihren Leistungen, nicht danach, warum es sie hungert. Es gibt so viel, dass sogar etwas übrigbleibt. Weder die angegebene Zahl an Menschen noch die Menge an Broten und Fischen beansprucht dabei Genauigkeit

in der Erzählung. Zu den biblischen Wunderberichten gehört auch Überhöhung. Doch zugleich können wir von einem historischen Kern ausgehen. Dieser Kern liegt im Fürsorgewillen Jesu, der Emotionen zeigt, Mitleid empfindet und Barmherzigkeit übt.

Eine Welt ohne Mitleid?

Vielleicht ist gerade deshalb ein Gedanke wichtig, der in den letzten Jahren beinahe unter Verdacht geraten ist: das Mitleid. In der politischen und gesellschaftlichen Debatte, die mit der MAGA-Bewegung um Donald Trump in den USA verbunden ist, wird Empathie als Schwäche angesehen. Der Milliardär Elon Musk hat es 2025 in einem Gespräch zugespitzt: „Die grundlegende Schwäche der westlichen Zivilisation ist Empathie.“ Dahinter steht der Vorwurf, wer zu sehr mit anderen mitfühle, werde leicht ausgenutzt, verliere den Blick für die eigenen Interessen oder lasse sich von Gefühlen leiten. Und tatsächlich: Mitleid allein ist keine politische Lösung. Es kann einseitig sein, es kann uns für das Leid der einen empfänglich machen und für das Leid der anderen blind. Es kann uns überwältigen, ohne dass daraus eine gute Handlung entsteht. Aber deswegen ist Mitleid noch lange keine Schwäche. Im Gegenteil: Eine Gesellschaft, in der wir uns die Not anderer Menschen nichts mehr angehen lassen, wird schwächer. Mitleid bedeutet zunächst einmal, dass mich das Schicksal eines anderen Menschen nicht gleichgültig lässt. Dass ich mich bewegen lasse, wenn ein anderer Mensch Hunger hat, leidet oder Hilfe braucht. Wenn wir uns das Mitgefühl abtrainieren, setzen wir die Menschlichkeit aufs Spiel. Jesus sagt: „Mich jammert das Volk“ und er tut etwas, um den Hunger zu stillen. Seine Barmherzigkeit bleibt nicht bei einem Gefühl stehen, sondern wird zur Tat. Er teilt das Brot wie beim Abendmahl und die Menschen erleben Sättigung, Gemeinschaft und einen echten Vorgeschmack auf die Fülle im Reich Gottes.

Ein mitleidender Gott

Unser Gott ist kein unbewegter Beweger, der apathisch den Weltlauf beobachtet, sondern ein Gott, der Mitleid empfindet, unsere Bedürfnisse sieht und hilft. Ein Trost für alle, die in Not sind. Gott übersieht sie nicht. Wenn ich das so beobachte, könnte ich fragen, ob wohl Gott auch meine Bedürfnisse sieht und mir hilft. An Erntedank nehme ich eine andere Blickrichtung ein und mache mir bewusst, wie oft Gott mir schon geholfen hat. Nicht umsonst sieht unsere Liturgie vor, dass wir auch nach dem Abendmahl den Anfang des Psalm 103 miteinander beten: Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat. Solche liturgischen Stücke nehmen den Kampf mit unserer Vergesslichkeit, mit unserer Bereitschaft, eher das Schwierige und Schlechte zu sehen auf und erinnern uns an alle Gaben. Erntedank lädt uns dazu ein, bewusst zu sein, wie dankbar wir für die vielen Fügungen in unserem Leben sein können. All das, wofür wir heute danken, ist nicht selbstverständlich. Erntedank ist auch eine Aufforderung, nicht defizitorientiert auf unser Leben zu blicken, sondern zu erkennen, wie viel mir schon gegeben und geschenkt wurde.

Amen.

